

Der Christbaum im Sommer.

Das alte Schloß.

Marie und Robert waren Pfarrerskinder in Schottland, ein schönes Land, wo es hohe Berge gibt und tiefe Seen und alte Schlösser. Das Pfarrhaus und die Kirche lagen allein auf einem Hügel, das Dorf mit dem Schulhaus war eine halbe Stunde entfernt und die Kinder mußten im Sommer jeden Morgen den weiten Weg machen. Das that ihnen aber gar nicht leid, es war ein schöner Weg, an einem lustigen Bächlein vorbei, wo blaue Vergißmeinnicht wuchsen, über eine grüne Wiese und an dem Thor vorüber, wo auf grünem Grunde ein großes altes Schloß stand.

Im Winter durften die Kinder nicht in die Schule, da lernten sie beim Vater, auch kam der Lehrer aus dem Dorfe Nachmittags herüber und ließ sie schreiben und rechnen. Aber sie freuten sich immer, wenn der Frühling kam und sie wieder hinüber durften in die Dorfschule. Gar lustig trug dann Robert seinen Ranzen und Marie ihre Schultasche, daneben noch ein Körbchen, in das die Mutter Brod und Obst oder sonst etwas Gutes gelegt hatte, das sie in der Pause in Schulmeisters kleinem Gärtchen mit einander schmauseten. Die Kinder waren sehr einträchtig und vergnügt zusammen und hatten selten Streit.

Sie gingen immer viel früher als es nöthig war, Käthe, die alte Pfarrmagd, brummte oft ein Bischen, daß sie so gar früh schon Milch warm machen mußte: „na, ihr werdet warten können! könnt noch lang genug lernen.“ Sie eilten aber nicht so wegen des Lernens, obgleich sie fleißige Kinder waren und immer ihre Aufgabe ordentlich wußten: sie mochten so gar gern sich vor dem Schloßthor verweilen und hineinschauen, das war ihnen alle Tage wieder wichtig und neu.

Es war ein hohes schwarzes Gitterthor und ein eiserner Zaun auf beiden Seiten, in der Mitte ein breiter Weg zwischen hohen Bäumen, ganz mit grünem Gras bewachsen, der führte gerade vor das Schloß. Das war ein gar stattliches Gebäude mit allerlei spitzen und runden Thürmchen und Erkern, zu beiden Seiten führte eine breite Treppe hinauf und oben an den Dach-

erinnen schauten seltsame Thierköpfe herunter, Drachen und Delphine. Vor dem Schloß war ein weicher grüner Rasen und es war der Kinder höchster Jubel, wenn aus dem Park nebenan ein paar Rehe sich schüchtern hervorwagten und auf dem Grund lagerten.

Das Schloß gehörte einem vornehmen Herrn, Lord Castellmore, der war aber seit acht Jahren schon weit weg in Italien; er war mit seiner kranken Frau dorthin gereist und mit seinem jüngsten Töchterlein, dem einzigen, das ihm von sechs Kindern geblieben. Im Schlosse wohnte Niemand als ein alter Diener und ein Wildhüter. „O, das ist schade,“ sagte Marie, „daß es so leer steht, das wäre prächtig, wenn wir hineinziehen dürften, und ich dürfte mit meiner Puppe und meinem Strickförcbchen an dem hohen, prächtigen Bogenfenster sitzen!“

„Und ich dürfte mit den Rehen herumspringen im Park und auf dem Rasen!“ sagte Robert.

„Und wir hätten gar nicht mehr so weit in die Schule,“ meinte Marie.

„Du,“ sagte Robert, „ich glaube, wenn wir im Schloß wohnten, so möchten wir gar nicht mehr in die Schule.“

„Ei, vornehme Kinder wollen auch nicht dumm bleiben,“ sagte Marie, „aber wenn die Mama nicht da wäre, und wir so allein in dem großen Schloß?“

„Nun, Vater und Mutter müßten auch da wohnen.“

„Aber dann wäre Papa nicht Pfarrer,“ meinte Marie wieder, „Pfarrer wohnen nicht in Schlössern, und die armen Leute wären dann gar nicht so feck, daß sie zu ihm kommen.“ Kurz, die Kinder fanden, daß es viel besser war, wenn sie Pfarrerskinder blieben und wieder heimgehen in ihr freundliches Pfarrhaus mit dem kleinen Blumengärtchen, als wenn sie in dem hohen, stolzen Schlosse wohnen müßten, und sie trollten sich fröhlich weiter.

Einmal aber, an einem gar schönen Frühlingmorgen, sah Marie und Robert, als sie wieder an dem Schloß vorbeikamen, ganz verwundert, daß das Gitterthor offen stand. Von den Rehlein war nichts zu sehen, aber allerlei Leute, Diener mit Köcken, an denen Silberborten waren, liefen hin und her.

„Was gibt's denn da?“ fragte der fecke Robert den alten Diener, den er ein wenig kannte.

„Lord Castellmore kommt zurück und wird jetzt hier wohnen,“ sagte ihm dieser.

„Und das kleine Kind?“ fragte Marie mitleidig, — die Mutter hatte ihr schon erzählt von dem kleinen Mädchen und der kranken Lady, die in Italien gestorben war, — „ist es auch gestorben?“

„Ja die, gestorben!“ lachte einer von den andern Dienern, „die lebt stark und gesund und ist ein schönes Fräulein, aber mächtig stolz.“

Das war nun eine große Wichtigkeit für die Kinder; sie konnten kaum erwarten, bis sie daheim erzählen konnten, daß der Lord jetzt wiederkomme, und daß sein kleines Mädchen jetzt groß und gesund und schön und stolz geworden sei. Es that ihnen diesmal ganz leid, daß jetzt gerade drei Feiertage kamen, und Regenwetter dazu, so daß sie nicht zum Schloß hinaus gehen konnten.

Lady Selene.

Als sie aber am vierten Tag wieder auszogen, da gab's allerlei zu sehen. Das Schloßthor stand weit offen, viel schöne hohe Blumenstöcke, Lorbeerbäume und Oleanderbäumchen mit rothen Blumen standen vor dem Schloß, alle Fensterladen waren offen und in den hohen Fenstern spiegelte sich die Sonne hell und blank. Die Kinder standen bescheiden weit ab von dem Hofthor, sieh, da ritt gerade auf einem dunklen Pferdchen ein Mädchen heraus, ein Mädchen, nicht viel älter vielleicht als Marie, aber schlanker und größer. Sie sah auch besonders groß aus, weil sie ein ganz langes purpurothes Reitkleid trug; auf dem Kopf hatte sie ein kleines, schwarzes Sammhütchen mit weißen, wallenden Federn und einem langen grünen Schleier, der weit hinauswehte, in der Hand eine kleine Reitpeitsche mit goldenem Griff. Die Kinder standen und staunten mit offenem Mund. Sie hatten wohl gehört, daß auch Damen reiten, aber ein so junges Mädchen, und in so schönen Kleidern!

Sie standen und guckten noch, als dem jungen Fräulein, die eben die Hand ausstreckte, um sie aus dem Wege zu weisen, die Reitpeitsche hinunter fiel. „Geh und heb' mir meine Reitpeitsche auf!“ befahl sie Robert. Der Robert aber, der ließ sich gar nicht gern befehlen, „man sagt auch: sei so gut,“ sagte er trotzig und blieb stehen. In dem Augenblick kam ein Reitknecht dem Fräulein nachgeritten, der sprang schnell vom Pferd, schob den Knaben bei Seite, hob die Peitsche auf und brachte sie dem Fräulein, die davon ritt und ihr vornehmes Köpfchen nicht mehr umwandte. Es that dem Robert fast leid, daß niemand weiter etwas zu ihm sagte, er wäre jetzt erst gern recht paßig gewesen, weil er schon angefangen hatte.

Diesmal hatten die Kinder gar viel bei der Mutter zu erzählen, wie prächtig jetzt das Schloß sei, und daß das junge Fräulein schon reite auf einem rechten Pferd, und wie sie so schön sei und so vornehm angezogen und stolz. „Ich hab's ihr aber gesagt,“ rühmte sich Robert, „die heißt mich nicht mehr ihre Reitpeitsche aufheben.“

Die Mutter schüttelte den Kopf: „grob sein ist keine Heldenthat,“ sagte sie, „es ist eine Schande für das Fräulein, daß sie dich nicht freundlicher gebeten hat; für dich wär's keine gewesen, wenn du freundlich und gefällig gewesen wärest.“

„Ei, dann wäre sie nur noch gröber und stolzer geworden,“ meinte der trotzig Robert, „da hätt' ich am Ende ihren Gaul noch satteln müssen.“ „Das kannst du ja gar nicht,“ sagte lachend Mariechen, und Robert, der sich nun selbst ein Bischen schämte, rühmte sich nicht mehr seiner Heldenthat.

Die Einladung.

Es waren ein paar Wochen vergangen und die Kinder warens nun schon gewohnt, daß die Schloßpforte offen stand, daß Leute, Wagen, Pferde und Hunde da aus und eingingen; es gab alle Tage etwas Neues zu sehen,

Die stolze kleine Lady sahen sie öfters, und so sehr Robert über sie schimpfte, es war ihnen doch jedesmal wichtig. Einmal war sie allein ausgefahren in einem offenen kleinen Wagen mit russischen Pferdchen; ein paarmal sahen sie sie noch zu Pferd, zweimal begegneten sie ihr auch, wie sie mit ihrem Vater im großen Wagen saß. Der alte Lord war ein schöner stattlicher Herr, vor dem zog denn doch Robert sein Käppchen ab und der Lord grüßte die Kinder freundlich und höflich, auch Lady Helene neigte diesmal ihr Köpfschen ein wenig, ihr Vater hatte es ihr wohl befohlen. „Ich mach' mir nichts draus, ich will gar nichts von ihr und wenn sie auch grüßt,“ sagte Robert, „ein stolzes Ding ist sie doch.“

Als einmal Abends die Kinder heimkamen, da begegnete ihnen der Lord, wie er eben aus ihrem Hause kam; der Vater begleitete ihn bis vor die Hausthür. Das machte sie sehr neugierig; „Mutter, was hat denn der Lord bei uns gewollt?“ fragte Marie. „Er hat den Vater besucht und hat euch auf morgen in's Schloß eingeladen.“

„O Mutterchen, das kann nicht sein!“ rief Marie sehr verwundert. „Ich geh' nicht,“ sagte Robert ganz bestimmt.

„Der Lord hat gesagt,“ erzählte ihnen die Mutter, „daß seine Tochter so ganz allein sei, da möchte er gern, daß ihr sie besuchet, damit sie auch Umgang mit andern Kindern habe.“ „Ist mir eins, zu dem stolzen Ding geh' ich nicht,“ sagte patzig Robert. „O Mutter, ich kann nicht,“ sagte Marie, „alle Kinder, auch die vom Dorf, sagen's, daß sie so stolz ist, und sie ist auch älter als ich.“

„Ein Jahr ist sie älter als Robert,“ sagte die Mutter, „ihr Vater weiß selbst, daß sie stolz und hochfahrend ist, das arme Kind hat keine Mutter gehabt und der Vater war nicht oft bei ihr, die Diener haben ihr allen Willen gethan, darum ist sie nun stolz und eigenwillig geworden; weiß denn mein Robert, wie er wäre, wenn man ihm allen Willen gethan hätte?“ Robert war still. „Geht ihr immerhin zu der jungen Lady,“ sagte die Mutter, „seid freundlich und gefällig gegen sie, und thut ihr zu liebe was ihr könnt, wer weiß, ob sie nicht auch freundlich wird und gut.“

„Aber Mutterchen, ich habe keine schönen Kleider, um in ein Schloß zu gehen,“ sagte Marie bedenklich. „Thut nichts,“ sagte die Mutter und streichelte ihr Köpfschen, „meine Marie ist ein Pfarrkind und kein Schloßfräulein, ihr blaues Kleidchen, wenn es hübsch rein ist, ist auch schön genug.“ Robert wollte sich noch bestimmen, ob er zu dem stolzen Ding gehen wolle, aber es küßte ihn doch gewaltig, einmal in das Schloß zu kommen.

Die Kinder im Schloß.

Die Kinder hatten wirklich ein wenig Herzklopfen, als sie am andern Tag in's Schloß gingen, Marie im blauen Kleidchen und Robert im schwarzen Sammtrock; aber schön war's doch, wie sie in den Hof kamen und ein Bedienter sie gleich die Schloßtreppe hinauf führte; oben kam ihnen sogar

der Lord selbst entgegen. Robert hatte seither noch ein trotziges Gesicht gemacht, vor dem Lord aber hatte er doch Respekt und zog recht tief sein Käppchen ab. Der alte Herr führte sie in ein schönes Zimmer, da saß Lady Helene in einem schneeweißen Mouffelinleid mit einer blauseidenen Schärpe: „hier sind deine Gäste, Helene,“ sagte der Vater, „sorge, daß sie gern bei dir sind.“

Lady Helene war freundlicher, als die Kinder gedacht, aber immer etwas vornehm, nicht wie ein Kind mit Kindern ist, und sie war doch erst zwölf Jahr alt! Sie führte ihre jungen Gäste in ein andres Zimmer, da waren die aller schönsten Spielsachen, die man sich nur denken konnte: Legspiele und kunstreiche Bauhölzchen, aus denen man ganze Schlösser und Kirchen bauen konnte, prächtvolle Bilderbücher und was für Puppen! Puppen, die schlafen konnten, und eine konnte gar gehen, konnte ihr Schürzchen aufheben und Papa sagen und Mama. So hatte Marie noch nichts gesehen! Auch ein ganzes Puppenhaus, und dieses wundervolle Puppenbett, mit seidner Decke und einem Vorhang von Flor! „Ich spiele schon lang nicht mehr damit,“ sagte Lady Helene, die sich doch freute, daß die kleine Marie so entzückt war, „meine Kammerfrau hält nur die Sachen noch in Ordnung, weil sie so kostbar sind; die Ghepuppe hat hundert Gulden gekostet.“ Hundert Gulden! das kam Marie ein ganzer Reichthum vor, sie konnte fast nicht loskommen und wagte doch nicht recht, mit den Prachtpuppen zu spielen, Robert, der steckte ganz in den schönen Bilderbüchern; — jetzt aber befahl Lady Helene: „kommt nur, wir wollen im Garten Chokolade trinken!“ Das ließen sich die Kinder nun freilich gefallen, es war gar schön auf dem Balkon eines prächtigen Gartenhauses hoch oben im Garten, wo Kuchen stand in silbernen Körbchen, die Chokolade zu trinken aus weißen Tassen mit Pflaumen bemalt; aber so recht schmeckte es ihnen doch nicht, nicht so gut, wie ihr Vesperbrod daheim; Lady Helene war doch stolz, auch wenn sie freundlich sein wollte.

„Papa sagt, ich soll mit euch spielen,“ sagte Helene, als sie getrunken hatten, „kommt nun, ich bin die Königin, im Gartenhaus hier ist mein Schloß; du da bist mein Stallmeister, Robert heißt du, glaub' ich, und du, Marie, bist meine Kammerfrau. Stallmeister! gehn Sie hinauf und befehlen Sie, daß man mein Pferd sattelt; du, Kammerfrau, geh in den Garten hinab und bring' mir blaue Blumen zu einem Kranz;“ und recht vornehm befehlend streckte die kleine Königin ihre schneeweißen Händchen aus.

Der Herr Stallmeister ging, der kam aber nicht wieder, er blieb oben bei den Stallknechten, die ihm die schönen Pferde zeigten und ihn ein Bißchen reiten ließen: das gefiel ihm besser, als mit dem hochmüthigen Fräulein spielen. Die kleine Kammerfrau aber that geduldig alles, was ihr die stolze Königin befahl, die sie überall herumjagte mit allerlei Befehlen.

Von den blauen Blumen hatte sich Helene einen Kranz gewunden, „das ist meine Krone,“ sagte sie und setzte ihn auf, „und das mein Scepter,“ und sie nahm eine lange Pfauenfeder in die Hand. „setz' dich hier auf das Geländer am Balkon, das ist mein Thron und du kniest nieder, du bist jetzt mein Volk, und mußt mir huldigen.“

„Ich kniee nicht nieder,“ sagte Marie, „und du mußt auch nicht auf den Balkon steigen, das ist ja so hoch, du könntest furchtbar fallen.“

„Mir befehlt niemand,“ sagte Lady Helene stolz, „die alte Gouvernante ist fort und noch keine neue da, und Papa ist auch ausgegangen; von einem kleinen Pfarrersmädchen lasse ich mir gar nicht befehlen. Und sie schwang sich leicht auf das Geländer; da stand sie hoch oben, wie eine Königin, der Wind blähte ihr weißes Kleid auf, wie eine Wolke. „Knie nieder!“ befahl sie Marie wieder, „ich bin die Königin!“

„Ich kniee nicht,“ sagte Marie, die sonst schüchtern und gefällig war, „auch nicht im Spiel; Papa hat gesagt, knieen darf man nur vor dem lieben Gott.“

„Helene!“ rief es da plötzlich in großem Schrecken; es war ihr Vater, der eben in den Garten kam. Helene erschrak, wollte herunter hüpfen, aber sie glitschte aus und stürzte rücklings hinunter: man hörte einen furchtbaren Schrei von Vater und Kind. Der alte Herr konnte sich nicht von der Stelle bewegen vor Schrecken; Marie rief Leute herbei, blutig und bleich wie der Tod wurde Lady Helene heraufgetragen, das prächtige weiße Kleid voll Staub und Blut; sie lebte noch, man hörte sie stöhnen und ächzen. „Mein Kind, mein Kind, mein einziges Kind!“ jammerte der arme Vater; alles eilte herbei; Marie sah, daß sie da nichts helfen konnte, und still und traurig zog sie mit ihrem Robert heim.

g

Die kranke Helene.

Es ist gar lange angestanden, bis Marie wieder in's Schloß kam. Lady Helene war nicht gestorben an dem Fall; aber so oft Marie auf dem Weg in die Schule nach ihr fragte im Schloß, sagten die Leute allemal: „sie ist noch sehr krank.“ Einmal ließ man Mariens Vater bitten, daß er das kranke Fräulein besuche. Er ging öfters hin und kam immer traurig wieder; einmal, als er aus dem Schloß kam, sagte er: „Marie, du sollst morgen Lady Helene besuchen.“

„Ist sie gesund?“ fragte Marie.

„O nein,“ sagte der Vater und schüttelte betrübt den Kopf, „ich fürchte, sie wird gar nicht mehr gesund. Ihr Fuß war zweimal gebrochen von dem Fall, sie wird nicht mehr gehen können, auch sonst ist sie krank, doch trägt man sie jetzt wieder auf den Sopha. Geh nur und sei recht freundlich mit ihr.“ „O, ich will ihr alles zu lieb thun,“ sagte Mariechen weinend, „und wenn sie noch so stolz ist!“

„Sie ist nicht mehr stolz,“ sagte der Vater leise, „der liebe Gott hat bei ihr eingeklopft.“ Marie verstand das nicht recht.

Es war nicht mehr das schöne stolze Fräulein, das Marie gesehen hatte im purpurrothen Reitel, oder hoch auf dem Balkon in schimmernd weißem Gewand. Ganz blaß mit schmalen Gesichtchen lag sie auf dem Sopha, in weiche Kissen gebettet, aber sie streckte Marien so freundlich ihre

schmale bleiche Hand entgegen: „grüß dich Gott, liebe Marie,“ sagte sie; „das ist schön, daß du zu mir kommst.“ Marie weinte, sie konnte nicht anders, es war gar zu traurig. „Mußt nicht weinen,“ sagte Helene leise; „liebe Marie, es geht mir jetzt besser, als wie ich gesund gewesen. Ich weiß es nun, ich habe ein stolzes Herz gehabt, es sollte alles nach meinem Willen gehen und ich bin doch nie recht froh gewesen. Jetzt will ich, wie der liebe Gott will und ich bin fröhlich im Herzen. Gib acht, wenn ich gesund werde, dann will ich gut gegen euch sein, daß ihr mich auch lieb haben könnt. Komm, willst du mir ein wenig vorlesen?“ Mariechen konnte zuerst fast nicht vor Weinen, aber es ging doch, und sie freute sich, daß ihr die Kranke gern zuhörte. Von da an kam sie fast jeden Tag nach der Schule zu der kranken Helene. Sie hatte sie jetzt so lieb, nun sie so sanft und freundlich war, sie hätte ihr alles auf der Welt zu lieb thun können.

Aber auch Helene dachte jetzt an alles, was Andere freuen könnte. „Sag doch deinem Robert, daß er kommt,“ bat sie; „ich weiß, er hat Freude am Reiten, und mein armes Pferdchen steht so allein im Stall. Unser Knecht soll es ihn lehren, dann kann er reiten nach Herzenslust, nur darf er mein Pferdchen nicht plagen.“

Das war nun freilich eine Freude für Robert; er ritt aber ganz leise und suchte am Fenster des kranken Fräuleins vorüber und brachte ihr wo er konnte eine schöne Blume, frisches grünes Waldlaub oder einen Zweig mit frischen Beeren mit.

Es war im Frühling gewesen, wo kaum die Bäume grün werden, als die Kinder zum erstenmal in's Schloß gekommen, nun war's mitten im Sommer, so schöne warme Zeit, daß man die arme Helene fast jeden Tag in den Garten trug und sie auf einer Ruhebank in weichen Kissen bettete; es war da ein schöner Sitz und standen allerlei grüne Bäume gegenüber, das that ihren Augen so wohl. Marie saß dann mit ihrer Arbeit auf einem Schemel neben ihr; Helene war jetzt nicht mehr die Königin und sie die Kammerfrau; aber o wie gern that ihr Marie all die kleinen Dienste, die jetzt die Kranke brauchte; auch Robert kam bisweilen und las ihr eine schöne Geschichte vor; die Kranke hörte es gern, nur schrie Robert oft so gar laut, aus lauter Eifer, es gut zu machen.

„Marie,“ sagte einmal Helene, als die beiden Mädchen allein waren, „liebe Marie, ich weiß jetzt wohl, wie ich gegen all die Kinder vom Dorf stolz gewesen bin und hochfahrend, ich möchte so gern, daß sie auch freundlich an mich denken, weißt du nicht, was ich ihnen zur Freude thun könnte?“

„Mama hat mir erzählt,“ sagte Marie, „daß die Gräfin auf dem Gut, wo Mama's Vater war, zu Weihnachten alle armen Kinder vom Dorf kommen ließ und ihnen einen Baum mit Lichtern anzündete und Jedem ein kleines Geschenk gab; sie hatten dort noch keinen Christbaum gesehen. Das kannst du ja auch zu Weihnachten, Helene.“

Helene schüttelte leise den Kopf; „zu Weihnachten, das ist lang, ich darf vielleicht meinen Christtag im Himmel feiern. „Aber siehst du,“ sagte sie, „unter den Bäumen da ist ja ein Tannenbäumchen, das könnte man schön ausputzen, wie am Christtag, mit Lichtern freilich nicht, weil ich Abends nicht herunter darf, aber sonst mit schönen Sachen, und wenn's auch nicht Christtag ist, der

liebe Heiland ist ja immer bei uns! Und Frau Ellis, — das war die Haushälterin, — könnte mir die Sachen kaufen; du und Robert könnt sie an dem Bäumchen aufhängen, und dein Papa weiß, wie viel Kinder im Dörfchen sind; o, das wäre so schön!“

Das bleiche Gesicht der kranken Helene war ganz roth geworden vor Eifer, und ihre Augen glänzten, wie lange nicht mehr. Als ihr Vater kam, mußte er auch von dem schönen Plan mit dem Sommerchristbaum hören, und was hätte er nicht alles seinem einzigen kranken Kinde zu liebe gethan!

Der Christbaum im Sommer.

Das war eine gar geschäftige Zeit, bis alle die kleinen Geschenke für die vielen Kinder besorgt waren! Frau Ellis mußte zweimal in die Stadt reisen und einkaufen, und Helene war glücklich, wenn ihr ganzes Bett bedeckt war mit all den schönen Sachen; sie selber hätte freilich nicht gewußt, was die Kinder vom Dorf brauchen können; sie wollte keine Spitzenkrägchen für die Mädchen und saffianene Briestaschen für die Buben; aber sie ließ sich's recht gern gefallen, als Mariens Mutter ihr sagte, daß das nicht tauge für Dorfkinder; sie war nicht mehr eigenwillig.

An einem ganz schönen, klaren Sommerabend durften nun all die kleineren Kinder vom Dörfchen heraufkommen in den Schloßgarten, es waren mehr als dreißig; ganz leise und schüchtern trippelten sie durch den Schloßhof in den Garten; man hatte ihnen wohl gesagt, daß das schöne stolze Fräulein nun krank sei und daß sie ihnen gerne eine Freude machen wolle, aber sie konnten das nicht so recht glauben und war ihnen Allen etwas bang. Pfarrers Marie führte sie herein, vor der fürchteten sie sich gar nicht.

Sie waren nie zuvor in dem schönen Schloßgarten gewesen und schauten verwundert um nach den prächtigen Nelken, den weißen und rothen Lilien, die da blühten. Nun kamen sie auf einen freien Platz; in einer offenen Laube lag ganz unter seidenen Decken Lady Helene, schneeweiß und bleich, aber so freundlich, wie sie sie nie gesehen, sie kam ihnen fast schon wie ein Engel vor.

Helene wollte mit ihnen sprechen, aber ihre Stimme war zu schwach; der alte Lord stand neben ihr und sagte: „Liebe Kinder, meine Tochter möchte euch gern eine Freude machen . . .“ er konnte nicht weiter sprechen, er hätte weinen müssen.

Jetzt erst wandten sich die Kinder weg von dem kranken Fräulein und sahen den wunderbaren Tannenbaum; ja, so hatten sie freilich noch kein Bäumchen gesehen! da hingen ja alle mögliche schöne Sachen: hübsche Schürzchen, Häubchen und Halstücher für die Mädchen, Mützen, Westchen, farbige Hosenträger für die Knaben, schön eingebundene Büchlein, Schreibhefte, Federbüchsen, Bälle, Puppen, — ach, was waren da für Herrlichkeiten! So schönes hatten die Kinder aus dem armen Dörfchen nie erlebt, sie konnten auch gar nicht glauben, daß das ihnen gehören sollte; erst als Robert, der die Sachen an den Baum geknüpft hatte, lustig rief: „da, kommt und schüttelt!“ wagten es zwei der fecksten Knaben, hinzugehen und zu rütteln am Bäumchen und sie hoben im Jubel zwei schöne, bunte Schreibhefte auf, die hinunter gefallen waren.

Aber schütteln wäre gefährlich gewesen, da hätten gar leicht die Puppen ihre Näschen zer-
schlagen und andre schöne Sachen verdorben werden können, so machte denn Robert mit den zwei
kecken Dorfbuben nach und nach alles los vom Baum, Marie legte es in ein Körbchen und brachte
es zu Helene, neben der Frau Ellis saß, die es vertheilen half.

Da durften denn alle die Kinder von dem Fräulein ihren Antheil holen; sie waren schüchtern
und konnten nicht mehr sagen als: „danke Fräulein,“ aber Helene sah ihre fröhlichen Gesichtchen
und glänzenden Augen, und wie sie draußen waren, da hörte man sie laut jubeln: „o du, ich hab'
was Schön's!“ „und mein's ist das Allerschönste!“ „aber die ist brav!“ Helene legte sich zurück,
weil sie müde war, aber sie schaute ihren Vater so glücklich an und sagte: „o Papa, ich danke
dir!“ Der war sehr betrübt, er hatte ja sein Kind immer geliebt; aber nun sie so sanft und
geduldig war, da hatte er sie unaussprechlich lieb und hätte sie so gern behalten, aber er wußte,
daß sie der liebe Gott noch viel lieber hatte, wenn er sie so früh schon heimnehmen wollte in seinen
schönen Himmel.

Im ganzen Dorf war Freude, daß das gute Fräulein die Kinder so glücklich gemacht hatte;
den Leuten that's leid, daß sie ihr selbst nicht mehr danken konnten, denn Helene wurde immer
schwächer. Aber sie blieb geduldig und fröhlichen Herzens, sie wußte, daß ihr Gott verziehen habe
sie fühlte, daß Gott und gute Menschen sie nun lieb hatten, und je größer oft ihre Schmerzen waren,
desto mehr freute sie sich auf den Himmel, wo es gar keine Schmerzen mehr giot.

Im Herbst, als schon von allen Bäumen das Laub fiel und nur das Tannenbäumchen noch
grün stand, trug man Helene zu Grab; sie war ganz sanft eingeschlafen und hatte noch viel seliger
gelächelt im Sterben als da, wo sie den Kindern ihre Gaben vertheilt hatte. Alle Leute aus dem
Dorf und alle Kinder gingen mit, und Alle sprachen davon, wie sie gut und freundlich gewesen
sei, niemand dachte mehr an die stolze Lady Helene.

Alles, was Helene eigen gehabt von Kleidern, Büchern und Spielzeug, das gab ihr Vater
Robert und Marie, sie hatte das selbst so gewollt. Die Kinder hätten nicht all der schönen Sachen
bedurft, um an Helene zu denken, sie haben sie nicht mehr vergessen.

Jedes Jahr, an Helenens Geburtstag, durfte Marie an die Dorfkinder kleine Gaben ver-
theilen von dem Lord, daß sie dabei freundlich seiner Tochter gedenken sollen.

Helene hatte ihn gebeten, man soll sie nicht in der alten, dunkeln Familiengruft begraben,
so legte man sie an ein sonniges Plätzchen auf dem Dorfkirchhof und der Vater ließ das grüne
Tannenbäumchen auf ihr Grab pflanzen; es ist da schön angewachsen und steht Sommer und
Winter grün und so lang es Blumen gibt, hängt auch immer ein frischer Kranz daran. Es ist ein
kleine Bank darunter, auf der sah man an stillen Morgen und klaren Abenden gar oft den Vater
sitzen, bis er auch heimgehen durfte zu seinem Kinde.





